

## »Ein Land, das solche Diplomaten schickt ...«

Avi Primor wurde mit der Moses Mendelssohn Medaille ausgezeichnet

*Die Moses Mendelssohn Medaille wurde in diesem Jahr dem ehemaligen Botschafter des Staates Israel in Deutschland, Avi Primor, verliehen. Die Verleihung fand am 5. Juni 2013 im ARD-Hauptstadtstudio im Beisein zahlreicher prominenter Gäste statt. »Avi Primor ist einer dieser Menschen«, so Julius H. Schoeps, Direktor des MMZ, »die sich als Multiplikator den Brückenschlag zwischen Deutschland und Israel zur Herzensangelegenheit gemacht haben.« Die Laudatio von Michael Naumann (SPD), dem Geschäftsführer der Barenboim-Said-Akademie, wird nachfolgend in Auszügen wiedergegeben. Die gesamte Rede kann auf der Homepage des MMZ nachgelesen werden.*

**A**vi Primor zu preisen ist keine leichte Herausforderung. Jedenfalls im Vergleich zu einem Leichtathleten, der – von den olympischen Göttern mit übermenschlichen muskulösen Gaben einseitig beschenkt – ruhmüberglänzt nach Hause kehrt. Geehrt wird der Athlet für eine Einzelleistung. Avi Primor hingegen ist ein Zehnkämpfer der Politik, der Diplomatie, der Historiographie, der Rhetorik und darüber hinaus ein geduldiger Mensch. [...]

Ich möchte Avi Primor weniger preisen als rühmen. Das ist ein kleiner, aber wesentlicher semantischer Unterschied. Darauf hinzuweisen lohnt sich in Zeiten der sogenannten Celebrities, in denen jeder Fußballspieler, dem ein Pass über zwanzig Meter gelingt, als »Genie« gilt und der ein Leben lang als »Kaiser« seine eitlen TV-Auftritte genießt.

Ruhm war einmal eine politische Kategorie. Dass »fama«, also Ruhm, der wesentliche Beweggrund römischer Politiker gewesen sei, betont Hannah Arendt in ihrem Buch *Vita activa*. Gemeint war mit jener »fama« die Anerkennung, die Roms Bürger jenen zuschrieben, die sich für die res publica handelnd ins politische Getümmel stürzten – allerdings nicht aus

Eitelkeit, sondern aus der wohl reflektierten Hoffnung heraus, in Gesellschaft handelnd das summum bonum der Republik zu befördern. Nur der politisch Handelnde, so Hannah Arendt, ist ein wahrlich freier Mensch, oder, wie man es manchmal noch in New York hört, »a real Mensch«. Ihm gebührt Ruhm. Das summum

Primor. Das ist kein fröhlich stimmendes Privileg, eher eine Frage des Alters. Dass nicht Strukturen Geschichte machen, sondern Menschen mit all ihren persönlichen Hoffnungen, Ideologien und auch Verbohrtheiten – wer wüsste das besser als er? Er hat sie in endlosen Debatten seiner eignen Premiers und ihrer palästinensischen Gesprächspartner kennen gelernt und beobachtet. Und er weiß auch, dass Abba Ebons berühmter Satz, »the Palestinians never miss a chance to miss an opportunity«, auf manchen israelischen Premier genau so zutrifft.

Avi Primor könnte die historischen Hürden, die vor einer Lösung des nahöstlichen Konflikts liegen, deutlicher und lauter beim Namen nennen als mancher Historiker. Er war dabei, als diese Hürden aufgestellt wurden, und er hat versucht, sie zu beseitigen. Dabei ist die von ihm immer wieder geforderte Rückkehr Israels in die Grenzen von 1967 keineswegs die einzige Hürde. Wie zum Beispiel verhandelt man mit einem Yassir Arafat, der zwischen seinem eigenen Wohlstand, seiner persönlichen Macht und der Zukunft der Palästinenser nicht mehr unterscheiden konnte? Wie überzeugt man eine israelische Splitterpartei, die ihre politische Legitimation einzig und allein aus dem Alten Testament herleitet? Und die als Zünglein an der Waage ihre Veto-Gewalt herleitet? Die Propheten haben mit Gott gehadert. Aber wie hadert man mit Politikern, die in Gottes Namen sprechen? Avi Primor hat es ein halbes Leben lang versucht. [...]

Botschafter der Interessen seines eigenen Landes im Ausland zu sein, setzt voraus, die Interessen nicht nur seiner Nation, sondern auch des Gastlandes zu kennen und mit denen seiner Heimat abzugleichen. In Friedenszeiten sind dies in erster Linie ökonomische. Aber Israel kennt seit dem ersten Tag seiner Gründung keine Friedenszeiten. [...]



Avi Primor bei der Preisverleihung am 5. Juni im ARD-Hauptstadtstudio.

Foto: Joachim Liebe

bonum Israelis hat er ein Leben lang vor Augen gehabt – und hat es noch.

Er war israelischer Botschafter in Afrika und bei der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel, Belgien und Luxemburg, stellvertretender Direktor des Außenministeriums seines Landes, außenpolitischer Berater seines Premiers Barak, Vizepräsident der Hebräischen Universität in Jerusalem, später der Universität Tel Aviv und schließlich seit 1993 sechster Botschafter seines Landes in der Bundesrepublik, berufen von der Regierung Itzhak Rabins. Nur eines war und ist er nicht, ein stiller Beamter. Leisetreterei zählt nicht zu seinen Stärken.

Unter den Diplomaten und Politikern seines Landes dürfte es keinen mehr geben, der sich in den immer wieder scheiternden Friedensgesprächen mit den arabischen Widersachern Israels besser auskennt als Avi

(Fortsetzung auf Seite 2)

(Fortsetzung von Seite 1)

Die innenpolitischen Konsequenzen des islamistischen und palästinensischen Hamas-Terrorismus, der Bedrohung der Sicherheit des Landes durch den Iran und die durch und durch ungewisse Zukunft der Nachbarstaaten auf die gesellschaftliche Gemütslage Israels hat Avi Primor beim Namen genannt: Eine Nation, deren Regierungspartei die weiß Gott reale Bedrohung der Nation im Parteienstreit aus wahltaktischen Gründen instrumentalisiert, muss die ihr inwohnende Angst über-treiben, um an der Macht zu bleiben. Avi Primor lehnt diese Taktik ab. Er nennt die politische Wahlkampf-Psychologie der Regierung Netanjahus zuspitzend beim Namen: »Man muss Angst haben vor den Palästinensern, Angst vor der arabischen Welt, Angst vor dem arabischen Frühling, Angst vor der Außenwelt, die uns verrät, die Europäer verraten uns, die Amerikaner sind auch nicht mehr unsere Freunde, also alles ist gegen uns. Die Leute haben sehr leicht Angst in Israel, schneller als anderswo.« [...]

Doch Angst, so weiß Avi Primor, ist ein schlechter politischer Ratgeber. Seine Vorstellung einer gesicherten israelischen Zukunft ist eindeutig: »Mit den Palästinensern müssen wir verhandeln, wir müssen die palästinensischen Gebiete und die jüdischen Siedlungen auf diesem Boden räumen.« Punkt.

Dies sagte er im Jahr 2006, und vier Jahre später ergänzte er: »Um einen Frieden zwischen Israelis und Palästinenser zu begründen, muss ein unabhängiger Palästinenserstaat entstehen, der mit Israel in Frieden lebt, Israel anerkennt und mit Israel kooperiert. Um einen Palästinenserstaat ins Leben zu rufen, müssen sich die israelischen Besatzungstruppen aus den palästinensischen Gebieten zurückziehen und die Siedlungen geräumt werden.« Dies waren die Prinzipien der längst vergessenen Genfer Vereinbarungen, an denen Avi Primor entscheidenden Anteil hatte. Sie scheiterten an den politischen Realitäten der palästinensischen Radikalisierung in den Intifada-Anschlägen, an den Raketenangriffen aus dem geräumten Gaza-Streifen, und an der Siedlungspolitik der israelischen Regierungen aller Parteien. [...]

Gäbe es einen realpolitischen Idealismus – also das unwahrscheinliche Paradox – wäre genau dies der kurze historische Moment, »the window of opportunity«, da Ägypten, Syrien und der Irak mit sich selbst auf teilweise furchtbare Art beschäftigt sind, also die Gelegenheit für die Regierung Netanjahu, die abgerissenen Fäden israelisch-palästinensischer Friedensgespräche wieder aufzunehmen. Doch genau dazu bedarf es immer noch einer amerikanischen Führung, und die fehlt. Aus Europa ist sie nicht zu erwarten. Avi Primor hat vor kurzem noch seine Hoffnung auf die Vermittlung der Europäischen Union gesetzt, hat von einer internationalen, vor allem aber europäischen Friedenstruppe auf der West Bank

geträumt. Ja, Realisten dürfen träumen und hoffen. Doch erinnern wir uns: Die imperialen Mächte England und Frankreich waren es ja, die nach dem Ersten Weltkrieg die Landkarten des Nahen Ostens nach eigenen Herrschafts-Interessen gezeichnet und das Erbe des Osmanischen Reichs in einer Reihe von Verträgen usurpieren wollten. [...] Spätestens mit der gescheiterten Invasion in Nassers Ägypten im Jahr 1956 war dieses Einfluss-Erbe verspielt. [...]



MMZ-Direktor Prof. Julius H. Schoeps, Avi Primor und der Präsident der Universität Potsdam, Prof. Oliver Günther.

Foto: Joachim Liebe

Seinen deutschen Gesprächspartnern und Lesern die prekäre Lage Israels immer wieder vor Augen zu führen, hat Avi Primors Arbeit als Botschafter seines Landes ebenso bestimmt wie seine Analyse der besonderen Rolle Deutschlands im Verhältnis zu seinem Land. Unvergessen sind die Vorlesungen Primors an der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität vor 15 Jahren, die unter dem Titel *Europa, Israel und der Nahe Osten* als Suhrkamp Taschenbuch vorliegen. Dort lesen wir, dass die ersten Reisepässe Israels 1949 den Eintrag »Gilt für alle Länder mit Ausnahme Deutschlands« trugen.

Mehr als sechs Jahrzehnte später haben sich die politischen Verhältnisse zwischen unseren beiden Nationen »normalisiert«, wie es so begütigend heißt. Der Austausch zumeist außergewöhnlicher Botschafter, zu denen Avi Primor zweifellos zählt, hat einen großen Anteil an dieser Entwicklung. Doch »normal« im eigentlichen Sinn des Wortes werden die deutsch-israelischen Beziehungen auch in ferner Zukunft niemals sein. [...]

Avi Primor hat sich in seinen Büchern mit den unterschiedlichsten Formen der deutschen Auseinandersetzung mit der Shoah beschäftigt – von den Jahren der beamtenrechtlichen Verdrängung der Verbrechen, die jedem deutschen Täter aus den Reihen der SS, der Gestapo oder der Wehrmacht wesentlich höhere Rentenansprüche garantierten als die minimalen Entschädigungen für die Überlebenden, bis hin zur Goldhagen- und Holocaust-Mahnmal-Debatte. Aber auf die eigentliche Bankett-Frage, wie es ausgerechnet in dem hoch kultivierten Deutschland der großen Dichter, Komponisten und Philosophen zu

dem Jahrtausend-Verbrechen kommen konnte, hat er – wie die meisten anderen Historiker auch – keine schlüssige, alles erklärende Antwort gefunden. Es gibt sie wahrscheinlich auch nicht. [...]

In seinem jüngsten Buch *An allem sind die Juden und die Radfahrer schuld* beschäftigt sich Avi Primor mit einigen der weiterhin gängigen antisemitischen Vorurteile in unserem Land – aber auch mit den nachvollziehbaren israelischen Vorbehalten gegenüber

Deutschland. Eine Episode ist mir in besonderer Erinnerung, und ich möchte sie zitieren: Während eines Staatsbesuchs des Präsidenten Ezer Weizman im Januar 1996 kam es zu einem Gespräch mit Ignatz Bubis und Weizman sagte: »Ich verstehe nicht, warum ihr in Deutschland lebt. Was habt ihr hier verloren?« Die Mitglieder des Zentralrats waren verblüfft und wussten nicht, wie sie reagieren sollten. Sie waren die Gastgeber des israelischen Präsidenten, und er beschimpfte sie, weil sie in Deutschland lebten. Auf dem Rückweg sagte ich dem israelischen Präsidenten noch im Auto: »Es ist natürlich ihr Recht, den Juden zu sagen, was Sie wollen. Dies würde ich jedoch vor den nichtjüdischen Deutschen nicht wiederholen. Wollen Sie von den Deutschen verlangen, dass sie noch immer ein judenfreies Deutschland anstreben?« Der Präsident sagte, daran habe er nicht gedacht.

Lieber Avi Primor, die Lektüre Ihrer Bücher erklärt mir, warum Sie mit zahlreichen öffentlichen und nicht öffentlichen Rügen der israelischen Medien und Politiker ausgestattet in den Nicht-Ruhestand getreten sind. Deutlich wird in Ihren Texten und Reden auf alle Fälle, dass Sie der Repräsentant einer demokratischen Republik sind, in der Redefreiheit buchstäblich zur Alltagskultur gehört. Die jüdische Kultur ist eine Kultur des Wortes und der Schrift. Heinrich Heines berühmte Frage, »Sag' mir, was soll es bedeuten...?« ist die Eingangsfrage jedes religiösen, politischen und kulturellen Gesprächs, das mit der Antwort auf sich warten lässt. Allerdings ist Avi Primor um bisweilen unbequeme Antworten nie verlegen.

Seine öffentliche Präsenz im politischen Diskurs in Deutschland, dem ursprünglichen Heimatland seiner Mutter, ist nicht hoch genug einzuschätzen: Niemand ist er als rächender Ankläger historischer Verbrechen aufgetreten, sondern als Mahner und Erklärer, als sensibler Beobachter unserer mentalen Befindlichkeiten und leider auch verdrängender Diskussionen um unsere Geschichte. Aus aktuellen Einschätzungen der israelischen Politik unserer Tage haben Sie, lieber Avi Primor, keinen Hehl gemacht. Sie können und wollen sich nicht verstellen. Vielleicht sind Sie gar kein Diplomat im klassischen Sinn. In ihren Texten und Reden steht nichts zwischen den Zeilen. Ein Land, das solche Diplomaten auf die Reise ins Ausland schickt, ist zu beneiden. [...]

# Weltanschauliche Dissidenz und radikale Ethik

## Leben, Werk und Wirken des Philosophen und Altphilologen Rudolf Schottlaender (1900–1988)

**A**m 4. Februar 1988 betreten gegen 13.30 Uhr »einzelne Personen bzw. kleine Gruppen von 3–5 Personen« das Friedhofsgelände an der Peter-Hille-Straße/Ecke Aßmannstraße im Ost-Berliner Stadtteil Friedrichshagen. Die Besucher der Trauerfeier gehörten »allen Altersgruppen« an, von Mitte 20 bis 70 Jahre. Sie sammelten sich vor der Trauerhalle und betraten diese. Um 14.03 Uhr waren auf dem Friedhof dann »ca. 80 Personen« versammelt, die um 14.42 Uhr die Trauerhalle verließen und eine Begräbnisstätte aufsuchten. Nach der Beisetzung liefen die Teilnehmer der Veranstaltung »einzeln oder in kleinen Gruppen« vom Friedhof, einige in Richtung Bölschestraße, die anderen begaben sich zu ihren »Pkw's, die in der Peter-Hille-Straße und in der Aßmannstraße abgeparkt« waren. Um 15.13 Uhr verließen als letztes »drei männliche Personen und eine weibliche Person den Friedhof, die dann in einen Pkw ‚Typ: Citroen‘ mit der ‚Farbe: rot‘ stiegen und in Richtung Fürstenwalder Damm davon fuhren. »Beim Fahrer des o.g. Pkw erweckte es den Anschein, dass er die organisatorischen Fragen klärte«.

Bei dem Bericht über die Trauerfeier für den am 4. Januar 1988 verstorbenen Rudolf Schottlaender handelt es sich unschwer erkennbar um einen Beobachtungsbericht der Staatssicherheit. Der Bericht endet damit, dass »um 15.20 Uhr alle Teilnehmer dann die nähere Umgebung des Friedhofes verlassen«. Weitere zehn Minuten später wurde die Beobachtung eingestellt – und mit ihr der seit 1979 andauernde Operativvorgang »Schreiber«.

Bemerkenswerter als der detaillierte und doch auf Distanz bleibende Beobachtungsbericht erscheint zunächst der Umstand, dass der Friedhof in Friedrichshagen ein evangelischer ist, womit auch Rudolf Schottlaenders »letzte Frage« mit einem – nicht nur geographischen – »Dazwischen« beantwortet wurde, nimmt man den Jüdischen Friedhof in Weißensee als die eine und den »Sozialistenfriedhof« in Friedrichsfelde als die andere Option als letzte Ruhestätte, wie sie von den meisten in Ost-Berlin lebende Juden gewählt wurde.

Wenige Wochen nach seinem Tod – ebenfalls im Februar 1988 – erschien in der West-Berliner Edition Henrich Schottlaenders 1964 im Osten abgelehntes *Gedenkwerk Verfolgte Berliner Wissenschaft*. Das Buch wurde im Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität vorgestellt. Nach Angaben von Götz Aly war auch ein Team der *Berliner Abendschau* des Senders Freies Berlin bei der Veranstaltung anwesend. Ein Beitrag wurde jedoch nie ausgestrahlt. Als die Redakteurin nach dem Grund dafür gefragt worden sei, antwortete sie, so berichtet Aly: »Der für das Fernsehprogramm zuständige Chefredakteur habe den Beitrag mit der Bemerkung abgesetzt: ›Schottlaender?! Da war doch irgendwas!‹«

Wer war also Rudolf Schottlaender, der dem MfS so viel Mühe wert war, dass er über einen Zeitraum von immerhin neun Jahren flächendeckend überwacht wurde? Ein »Weiser«, ein »überparteilicher Philosoph« und »Vertreter gleich mehrerer untergegangener Wel-

ten«, als der er auf seiner Beerdigung in verschiedenen Nekrologien bezeichnet wurde?



Rudolf Schottlaender, am 5. August 1900 in einer bürgerlichen jüdischen Familie in Berlin geboren, trat mit der Volljährigkeit aus der jüdischen Gemeinde aus, ließ sich jedoch nicht taufen, was ihm den gesellschaftlichen Aufstieg sicherlich erleichtert hätte. Ein Studium der Philosophie führte ihn nach Berlin, Heidelberg, Marburg und Freiburg und zu den Größen der damaligen Philosophie wie Nicolai Hartmann und Martin Heidegger. Intellektuell prägend war für ihn jedoch vor allem das Umfeld Max Webers. Neben der aristotelischen Philosophie sollte auch der Einfluss Karl Jaspers zum festen Bestandteil seines Denkens werden. In seiner Freiburger Zeit lernte Schottlaender auch seine erste Ehefrau, Hilde Stern, die Tochter des Kinderpsychologen William Stern und Schwester des Schriftstellers Günther Anders, kennen. Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten verhinderte, dass er als »beruflose Unperson« seine akademische Laufbahn fortsetzen konnte. Er litt zudem unter der gesellschaftlichen Isolation und musste sich als Krankenpfleger und als Hilfsarbeiter in der Rüstungsindustrie verdingen. Nur weil er unter dem relativen Schutz einer »privilegierten Mischehe« stand, überlebte Schottlaender das »Dritte Reich« körperlich unversehrt. Zeitweise hatte er im Ghetto von Haigerloch und im Sammellager in Stuttgart auch direkte existentielle Bedrohung erfahren. Nach Kriegsende arbeitete Rudolf Schottlaender als Lehrer in West-Berlin, 1947 wurde ihm ein Lehrstuhl für Philosophie an der TH Dresden angetragen. Diese Tätigkeit endete jedoch bereits 1949, als er sich kritisch über die sowjetische Besatzungsmacht und die gefestigte Position der SED äußerte.

Nun folgte ein Jahrzehnt des Schuldiensts in West-Berliner Gymnasien, da spätestens nach seiner Teilnahme an der Freiheitskonferenz in Ost-Berlin im März 1956 wiederum an einen Ruf an eine westdeutsche Universität kaum mehr zu denken war.

1958 wurde Schottlaender von Hermsdorf nach Lichterfelde strafversetzt und am 28. Mai 1959 entfernte ihn der Steglitzer Bezirksbürgermeister Peter Bloch (CDU) im Auftrage des Senats von der Schule. Wie schon bei seiner Entlassung in Dresden jubelte die Presse, wenn gleich in umgekehrter Diktion: »Endlich abberufen!«, hieß es in der *BZ*. Konkret wurde Schottlaender die Teilnahme an einem Kongress des Nationalrats der Nationalen Front in Ost-Berlin vorgeworfen. Er habe damit »wiederholt kommunistische Propaganda« betrieben. Auf dem Kongress in Ost-Berlin hatte Schottlaender seine Vorstellung dargestellt, die beiden deutschen Staaten zu einer »Doppelrepublik Deutschland« (DRD) zusammenzuschließen.

Trotz größter Bedenken nahm Schottlaender daher 1960 einen Ruf auf einen Lehrstuhl für Römische Literatur an der Ost-Berliner Humboldt-Universität an, den er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1965 innehatte. Schottlaender war der DDR jedoch nur »halb willkommen«, wie er selbst in seiner Autobiographie es nannte. Er wurde gebraucht als klassischer Philologe und als erfahrener Übersetzer. Hingegen wurde ihm, wie Wolfgang Harich 1993 im Rückblick feststellte, »seine philosophische Aversion gegen den Marxismus« verübelt. Folglich wurde Schottlaender, wie Siegfried Prokop herausgearbeitet hat, auf die Rolle des klassischen Philologen reduziert.

Warum Schottlaender, der bereits von 1969 bis 1972 von der Staatssicherheit überwacht worden war, dann 1979 erneut in deren Fadenkreuz geriet, erfahren wir wiederum am besten aus deren Archiv: Auslösendes Moment für die erneute Überwachung war ein Interview, das Schottlaender dem ARD-Korrespondenten Lutz Lehmann gegeben hatte und das am 24. Januar 1979 im Ersten Deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde. Titel der Sendung war: »Wunschdenken und Wirklichkeit im deutschen Sozialismus«. Darin sprach Schottlaender auch über sein Verhältnis zu Robert Havemann, das er bereits ein Jahr zuvor in den *Frankfurter Heften* thematisiert hatte und das Schottlaenders mehr als kompliziertes Verhältnis zu oppositionellen Kreisen der DDR verdeutlicht. *Moritz Reininghaus*



*Moritz Reininghaus studierte Geschichte, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und Philosophie in Potsdam, arbeitete am Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien sowie als Projektmitarbeiter am Institut für Germanistik/Jüdische Studien an der Universität Potsdam. Von 2006 bis 2013 war er Redakteur der Jüdischen Zeitung. Seit 2013 ist er Stipendiat der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und erarbeitet eine Biographie Rudolf Schottlaenders.*

# Hannah Arendt, Holzspielzeug und Blutbank

Eine Ausstellung in Dessau zeigt die Diversität der Bauhaus-Rezeption in Israel

Es war mir wohl schon klar, dass meine Eltern zu dieser Art von Emigranten, die es in vielen Ländern gibt, gehörten, die das Gefühl hatten, sie haben etwas Besseres verloren. Meine Eltern wären sicher gerne in Deutschland geblieben. Sie haben sich [hier] eben niemals sehr wohl gefühlt. Ich bin also aufgewachsen mit dem Gefühl, dass sie eine höhere Kultur verloren haben, und dazu gehörte sicher auch das Bauhaus.« – sagt der israelische Historiker Tom Segev in einem Interview, das derzeit in der Ausstellung vom »Bauhaus nach Palästina« im Meisterhaus Muche/Schlemmer in Dessau zu sehen ist. Segevs Eltern, Ricarda und Heinz Schwerin, hatten sich während ihrer Studienzeit am Bauhaus kennengelernt und waren 1935 nach Palästina emigriert. Sein Vater starb während des israelischen Unabhängigkeitskrieges als er drei Jahre alt war.

Etwa 25 ehemalige Bauhausschüler und -absolventen, darunter sieben Frauen, wanderten in den 1930er Jahren in das britische Mandatsgebiet Palästina aus. Zu ihnen zählte auch Chanan Frenkel, der bereits vor seinem Studium in Dessau als zionistischer Pionier in Palästina gelebt und zu den Mitbegründern des Kibbutz Givat Brenner gehört hatte. Anfang der 1930er Jahre war er, wie Segevs Eltern, dem Ruf »Junge Menschen kommt ans Bauhaus« gefolgt, gemeinsam erlebten sie hier die politischen Turbulenzen nach der Entlassung des zweiten Bauhausdirektors Hannes Meyer und den aufsteigenden Nationalsozialismus, die 1932 zum Ende der Schule in Dessau und seiner Schließung 1933 in Berlin führten.

Den drei Protagonisten Chanan Frenkel, Ricarda und Heinz Schwerin und ihrem Leben und Werk zwischen Dessau, Palästina und Israel ist die diesjährige Sommerausstellung der Stiftung Bauhaus Dessau gewidmet, die in Zusammenarbeit mit der Kunsthistorikerin Ines Sonder vom MMZ konzipiert wurde. Anhand von 220 ausgewählten Exponaten aus den Bereichen Architektur, Handwerk und Fotografie wird der breit gefächerte Wirkungskreis ehemaliger Studierender der Kunstschule deutlich, der auch das scheinbar kanonisierte Bild der Bauhausrezeption in Israel erweitert, das zumeist auf die sogenannte Bauhausarchitektur in Tel Aviv begrenzt ist. Ihre Biografien stehen zudem exemplarisch für den individuellen Werdegang jüdischer und nichtjüdischer Bauhausschüler (Ricarda Schwerin war keine Jüdin und ist auch später nicht zum Judentum konvertiert) zwischen zionistischer Begeisterung und erzwungenem Exil.

Heinz Schwerin war Kommunist und Studierendenvertreter am Bauhaus. Nach dem Eklat um die kommunistische Studentenfraktion »Kostufra« wurde

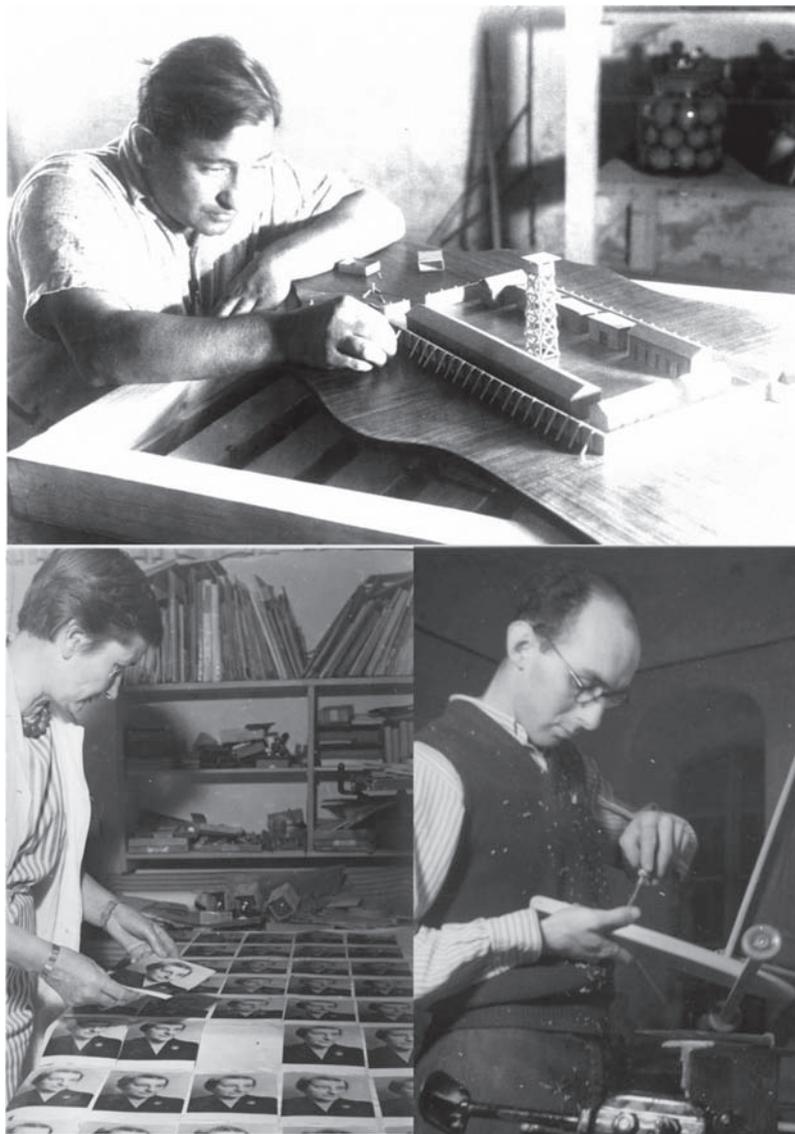
Nach dem Tod von Heinz lernte sie Anfang der 1950er Jahre den ebenfalls aus Deutschland emigrierten Fotografen Alfred Bernheim kennen und trat in sein Jerusalemer Fotostudio ein. Während ihrer Zusammenarbeit entstanden u.a. Porträts prominenter israelischer Persönlichkeiten wie Golda Meir, Moshe Dajan, Jitzhak Rabin, Martin Buber oder Teddy Kollek, die ebenfalls in der Ausstellung zu sehen sind. Während des Eichmann-Prozesses 1961 in Jerusalem machte Ricarda die Bekanntschaft von Hannah Arendt, mit deren zweitem Ehemann Heinrich Blücher die Schwerins einst im Prager Exil in einer Wohngemeinschaft lebten. Es entstand das wohl bekannteste Porträt der Philosophin mit der Zigarette in der linken Hand, das auf vielen Buchtiteln weltweit zu sehen ist. Ricardas Tochter, die ehemalige Bundestagsabgeordnete Jutta Schwerin, ärgert sich bis heute, wenn der Name ihrer Mutter nicht angegeben ist und schreibt erfolgreich Verlage an.

Chanan Frenkel, der befreundete Kommilitone, ging 1933 mit dem Bauhausdiplom Nr. 91 in der Tasche nach Palästina. Anders als die Schwerins, die als Flüchtlinge ins Land kamen, war er ein begeisterter Zionist. Als Architekt arbeitete er in verschiedenen Büros und war als Modellbauer an den Vorbereitungen für die Palästina-Pavillons auf den Weltausstellungen in 1937 in Paris und 1939 in New York beteiligt. Nach der Staatsgründung Israels profilierte er sich vor allem im Krankenhausbau, sein Hauptwerk war die Blutbank in Jaffa, die 1953

auf einer Sonderpostkarte der israelischen Post zu sehen war. Am Aufbau seines Landes konnte er nur wenige Jahre teilnehmen, er starb 1957 im Alter von nur 52 Jahren. Sein Sohn, der Architekturzeichner David Frenkel, war wie die Kinder der Schwerins zur Eröffnung der Ausstellung nach Dessau gekommen. Jeder von ihnen hat hilfreich an der Bereitstellung von Exponaten mitgewirkt. Sie waren glücklich, dass das Werk ihrer Eltern nun an ihren einstigen Studienort zurückgekehrt ist.

Ines Sonder

»Vom Bauhaus nach Palästina. Chanan Frenkel, Ricarda und Heinz Schwerin«, Meisterhaus Muche/Schlemmer, Dessau (26. Juni bis 13. Oktober 2013). Zur Ausstellung erscheint das Bauhaus Taschenbuch Nr. 6 gleichen Titels bei Spector Books, Leipzig.



Chanan Frenkel (oben), Ricarda (unten links) und Heinz Schwerin.

Foto: Stiftung Bauhaus Dessau

er im Frühjahr 1932 gemeinsam mit anderen von der Schule relegiert. Auch seine spätere Frau Ricarda erhielt Hausverbot und war ohne Studienabschluss. 1933 wurde Heinz wegen seines politischen Engagements für kurze Zeit verhaftet, als Jude und Kommunist konnte er sich seines Lebens in Deutschland nicht mehr sicher sein. Nach Exilstationen in Prag, der Schweiz und Ungarn emigrierte das junge Paar nach Palästina. Nach einer schwierigen Anfangszeit eröffneten sie in Jerusalem die Werkstatt »Schwerin Wooden Toys« zu Herstellung von Holzspielzeug. Die zeitgenössische Presse würdigte sie als »Pioneers of Wooden Toys in Palestine« und 1937 waren sie mit eigenen Exponaten auf der Weltausstellung in Paris vertreten. Einige der Holzspielzeuge haben sich erhalten und werden in der Ausstellung gezeigt, ebenso von Heinz Schwerin entworfene Möbel.

Ricarda Schwerins Passion war die Fotografie und sie dokumentierte die Produkte ihrer Werkstatt.

# Ein Hauch von Salon-Kultur

»Ungesungener Weill« wurde im Gutshof Mahndorf hörbar

**Y**vonne von Löbbecke steht mit symbolträchtig ausgebreiteten Armen im Gartensaal des Gutshauses Mahndorf.

»Wir wollen dieses Haus wieder zum Ort der Kultur und Geselligkeit machen. Teilen Sie mit uns heute Saal, Hof und Park. Der Saal ist gefüllt, was Schöneres geht nicht.« Die Mutter dreier Kinder nimmt die Gastgeberrolle für ein kommentiertes Konzert wahr. In Kooperation von Moses Mendelssohn Akademie und Nordharzer Städtebundtheater rücken Jutta Dick und die Mezzosopranistin Regina Pätzer den Komponisten Kurt Weill und seine Besuche in Halberstadt in den Mittelpunkt eines beeindruckenden Abends. Wer erwartet, dass hier das Konzert vom 22. Juni 1920, das damals ab 20 Uhr im »Casino« von der später berühmten Elisabeth Feuge, am Klavier begleitet von Kurt Weill, gesungen wurde, erneut erklingt, sah sich beim Blick auf den Programmzettel überrascht.

»Wir wollten einen Bruch deutlich machen«, erläutert Akademie-Direktorin Dick. Regina Pätzer stellt das Programm aus recht unbekanntem späten Stücken aus den 1940er Jahren zusammen,

die fast durchgehend für Broadway-Shows komponiert worden waren. Der stürmische Applaus zeigt, die Sängerin beweist eine sichere Hand bei der

Mezzosopranistin begleitet sich am Klavier selbst. So erleben die Gäste des Abends nicht die Strauss-Interpretin oder die Konzert-Sängerin, sondern eine

junge Frau, die ihre etwas andere musikalische Seite auslebt. Durchgehend singt sie im Englisch-Original. Kurt Weills Musik für »Lady in the Dark« oder »Love Life« folgt Texten von Ira Gershwin und Alan Jay Lerner, wurde damals jedoch nicht in die Werke einbezogen. Immer wieder fügt Jutta Dick zwischen die Lieder Texte aus dem Briefwechsel von Kurt Weill und dessen Bruder Hans. Der hat während der Zwanziger Jahre in Halberstadt bei »Aaron Hirsch & Söhne« gelernt und nannte die Stadt »ein langweiliges Nest«. Aus dieser Zeit gibt es einen Briefwechsel, von dem jedoch fast ausschließlich der Teil



Im Gartensaal des Gutshofes Mahndorf zeigte sich die Mezzosopranistin Regina Pätzer von einer besonderen Seite. Während viele der Gäste von »einem Stück wiederbelebter Salon-Kultur« sprachen, plant Jutta Dick bereits eine Wiederauflage des Konzerts.

Foto: Uwe Kraus

Auswahl dessen, was sie mit ihrer wandlungsfähigen Stimme darbietet. Pätzer findet ihre Lieder in der erst 2002 editierten Sammlung »Ungesungener Weill«.

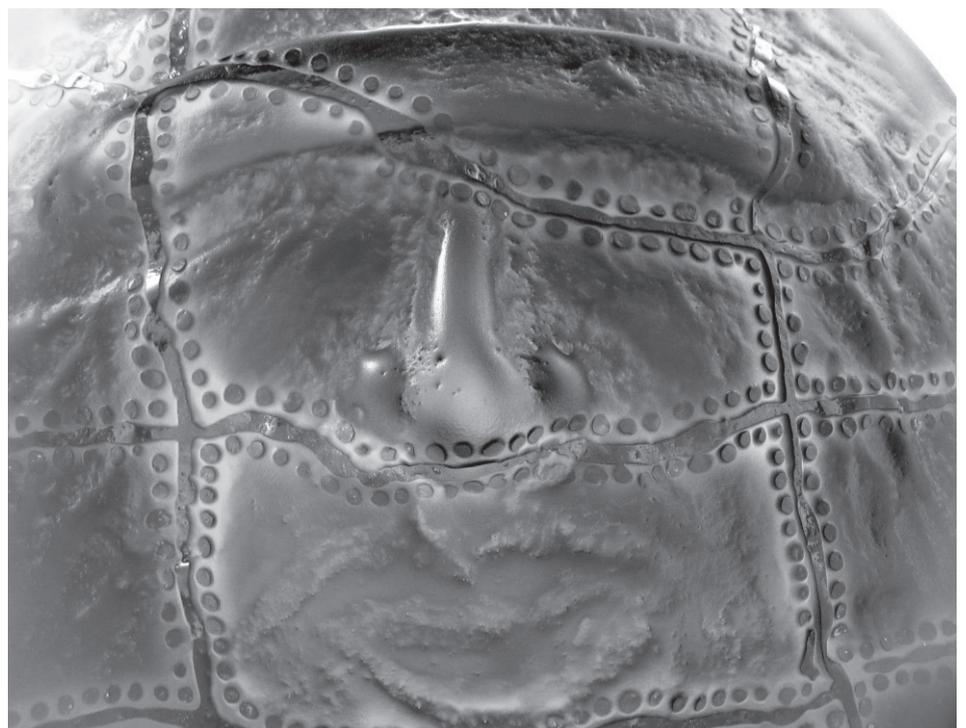
Und gleich noch mal staunt das Publikum: Die

von Kurt Weill vorhanden sei. »Wir lösen schrittweise das eine oder andere Rätsel«, freut sich Jutta Dick. »Weil keine Berichte von Hans da waren, zogen wir Rückschlüsse aus den Antworten.« Uwe Kraus

## Glaskunst in der Klaussynagoge

»Er wird entweder geliebt oder ebenso leidenschaftlich abgelehnt«, schreibt die Prager Glas-Expertin Prof. Sylva Petrova über Edward Leibovitz, der 1946 in Rumänien geboren wurde und heute in Antwerpen lebt und arbeitet. Er gilt als einer der radikalsten Veränderer der Sehgewohnheiten von Glas. Seine hinter sinnigen Plastiken tragen oft die Härte von Bildhauerei, wobei er durchaus auch Marmor, Stahl und leuchtendes Innox verwendet. Mit Schleifscheiben und Bohrern wird das Material bearbeitet, geschnitten, geklebt, sandgestrahlt, überfangen, graviert. Bei richtigem Licht strahlen seine Werke von innen, die Lust am Spiel und seine Erfindungsgabe sind grenzenlos.

Der Glaskünstler schuf extra für Halberstadt die Exposition »Haskala«, die am 25. August 2013 um 19 Uhr in der Halberstädter Moses Mendelssohn Akademie, Rosenwinkel 18, eröffnet wird. Dazu haben sich neben Edward Leibovitz der belgische Botschafter in Deutschland sowie zahlreiche Glasexperten angesagt. UK



In Heft 1 (2013) der Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (ZRGG) ist ein Aufsatz von Thorsten Lattki »Die Gedächtnisrede von Benzion Kellermann auf Hermann Cohen. Eine unbekannte Grabrede, gehalten am 7. April 1918 auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee« erschienen. Er bringt wichtige Hinweise zu neuen Quellenmaterialien.

Rachel Salamander, MMZ-Kuratoriumsmitglied und bekannte Literaturhistorikerin, übernimmt im Herbst 2013 das neue gegründete »F.A.Z.-Literaturforum«, wo sie als Verantwortliche auch den von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ebenfalls neu begründeten »Marcel-Reich-Ranicki-Preis für literarische Kritik und Essay« ausrichtet und der Jury vorstehen wird. Vor allem aber wird Rachel Salamander die Literaturredaktion der F.A.Z. unterstützen.

Im Rahmen des Verbundprojekts Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg (ZJS) übernimmt ab 1. August 2013 die israelische Historikerin, Anthropologin und Soziologin Prof. Dr. Rakefet Zalashik die Gastprofessur in Israel Studies am MMZ für das akademische Jahr 2013/14. Frau Zalashik wurde 2006 an der Tel Aviv University über die Ge-

schichte der Psychiatrie in Israel promoviert und war seither Gastwissenschaftlerin an verschiedenen Universitäten in den USA, Deutschland und der Schweiz. 2009/10 war sie die erste Ben-Gurion-Gastprofessorin für Israel- und Nahoststudien an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg. Im vergangenen Jahr erschien in deutscher Sprache ihr Buch *Das unselige Erbe. Die Geschichte der Psychiatrie in Palästina und Israel* im Campus-Verlag.

Schon Jahrzehnte vor Theodor Herzl hatten europäisch-jüdische Vordenker wie Moses Hess, Leon Pinsker und Isaac Rülff sich für die nationale Selbstbefreiung des jüdischen Volkes stark gemacht. Aus eigenen biographischen Erfahrungen heraus – und mit durchaus unterschiedlichen Blickwinkeln – betrachteten sie die Emanzipation und Integration der jüdischen Minderheit in Europa schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als gescheitert. Hess, Pinsker und Rülff nahmen sich in vielbeachteten Schriften der territorialen Frage für ein befreites jüdisches Volk an, und auf verhaltene Weise klingen dabei auch messianische Erlösungsvorstellungen durch.

Das gerade erschienene Buch von Julius H. Schoeps *Pioneers of Zionism: Hess, Pinsker, Rülff – Messianism, Settlement Policy and the Israeli-Palestinian Conflict* zeichnet den Einfluss dieser teils vergessenen Denker auf die frühere und spätere zionistische Bewegung nach. Schoeps schlägt zugleich den Bogen zum modernen Staat Israel und untersucht, wie seinerzeitige Ideen heute in Alltag und Gesellschaft möglicherweise weiter wirken. Auch der ungelöste Nahostkonflikt wird in diese Reflexionen nachdrücklich einbezogen.

Aus Anlass des 70. Jahrestages der Liquidierung des Wilnaer Ghettos (23. September 1943) organisiert das MMZ vom 27. bis zum 29. Oktober 2013 in Berlin eine wissenschaftliche Tagung zur Geschichte der Juden in Wilna. Im Rahmen einer historischen Rückschau in die wechselvolle Geschichte zwischen der Etablierung eines Zentrums rabbinischer Gelehrsamkeit und der Ghettoisierung und Ermordung der Wilnaer Juden durch NS-Deutschland soll der Forschungsfokus auf die wechselseitigen Einflüsse der Ost- und Westjuden gelegt werden. Dabei liegt das Augenmerk verstärkt auf den Wechselbeziehungen zwischen Wilna und Berlin. Waren es im Zuge der jüdischen Aufklärung die sogenannten Berliner, Maskilim, die die Wilnaer Juden für die Haskala begeistern wollten, so war es unter anderem das Wilnaer Verlagswesen, das die Literatur aus Berlin ins Jiddische übersetzte und der Wilnaer Leserschaft präsentierte. Umgekehrt wirkten sowohl die rabbinische Gelehrsamkeit, Einflüsse der Kabbala aber auch moderne politische Strömungen von Wilna aus auf Berlin. Wissenschaftlerinnen und

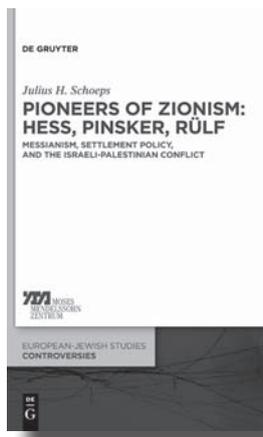
Wissenschaftler aus Litauen und Deutschland werden ihre Forschungsprojekte vorstellen und gemeinsam Fragen zu den bisher kaum in den Fokus gesetzten Wechselwirkungen der verschiedenen jüdischen, insbesondere jiddischen Kulturen in Berlin und Wilna zwischen Haskala und Holocaust diskutieren.

Parallel zur Tagung wird eine kleine Ausstellung gezeigt, in der jiddische Übersetzungen von deutschsprachigen Autoren präsentiert werden (u.a. Salomon Maimon, Friedrich Schiller, die Gebrüder Grimm, Karl Marx, Sigmund Freud, Thomas Mann). Die Bände, die die litauische Nationalbibliothek für die Ausstellung in Berlin zur Verfügung stellt, werden im Kontext der Verlage, in denen sie erschienen, sowie deren Übersetzer dargestellt.

Das Ludwig Rosenberg Kolleg (LRK), benannt nach dem bekannten jüdischen Gewerkschafter und Sozialdemokraten, wird derzeit mit Unterstützung durch die Hans Böckler Stiftung (HBS) am MMZ Potsdam eingerichtet. Rosenberg schloss sich noch während seiner kaufmännischen Lehre der deutschen Gewerkschaftsbewegung an, war im Widerstand gegen die NS-Diktatur aktiv, baute nach 1945 den Deutschen Gewerkschaftsbund mit auf und wurde 1962 dessen Vorsitzender. Forschungsschwerpunkte im Kolleg werden Arbeiterbewegung und »Judenfrage«, Juden und Jüdinnen in der Arbeiterbewegung, »jüdische Formen« der Arbeiterbewegung und Judenfeindschaft/Antisemitismus in der Arbeiterbewegung sein. Acht Promotionsstipendien sind zunächst für das Kolleg ausgeschrieben. Bewerbungen sind bis zum 27. September 2013 möglich. Die Ausschreibung findet sich online unter: [http://mmz-potsdam.de/index.php?ID\\_seite=683](http://mmz-potsdam.de/index.php?ID_seite=683)

Weitere Informationen: Dr. Gideon Botsch ([botsch@uni-potsdam.de](mailto:botsch@uni-potsdam.de); Tel. 0331/280 94 13)

Mit großer Betroffenheit wurde auch an MMZ und MMA die Nachricht vom Tode Berthold Beitz' aufgenommen. »Es ist das andere Deutschland, das Deutschland, dessen wir uns nicht schämen müssen«, hatte MMZ-Direktor Julius H. Schoeps gesagt, als Beitz 2010 mit der Mendelssohn Medaille des MMZ ausgezeichnet wurde. Berthold Beitz gehörte zu den wenigen Deutschen, die von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem den Ehrentitel »Gerechter unter den Völkern« verliehen bekam, da er als kaufmännischer Leiter der Karpathen Öl AG während des Nationalsozialismus im von den Deutschen besetzten Galizien mehreren hundert jüdischen Zwangsarbeitern das Leben gerettet hatte. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Beitz dann über Jahrzehnte einer der einflussreichsten Männer der deutschen Wirtschaft, nachdem ihn Alfred Krupp von Bohlen und Halbach 1953 zum persönlichen Generalbevollmächtigten gemacht hatte. Nach dem Erbverzicht des Krupp-Sohnes Arndt von Bohlen und Halbach wandelte Beitz den Konzern in eine Kapitalgesellschaft um, 1970 wurde er Vorsitzender des Aufsichtsrats der Friedrich Krupp GmbH und war seit 1999 Ehrenvorsitzender des Aufsichtsrats des ThyssenKrupp-Konzerns. Am 30. Juli ist Berthold Beitz im Alter von 99 Jahren verstorben.



## I M P R E S S U M

### Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung  
Sebastianstraße 31  
D – 91058 Erlangen  
Telefon: 09131-61800  
Fax: -618011  
[kladow@snafu.de](mailto:kladow@snafu.de)

Moses Mendelssohn Zentrum  
für europäisch-jüdische Studien  
Am Neuen Markt 8  
D – 14467 Potsdam  
Telefon: 0331-280940  
Fax: -2809450  
[moses@mmz.uni-potsdam.de](mailto:moses@mmz.uni-potsdam.de)  
[www.mmz-potsdam.de](http://www.mmz-potsdam.de)

Moses Mendelssohn Akademie  
PF 1420, 38804 Halberstadt  
Rosenwinkel 18  
D – 38805 Halberstadt  
Telefon: 03941-606710  
Fax: -606713  
[mma-halberstadt@t-online.de](mailto:mma-halberstadt@t-online.de)  
[www.moses-mendelssohn-akademie.de](http://www.moses-mendelssohn-akademie.de)

### Redaktion

Dr. Ines Sonder

### Druck

druckhaus köthen

### Bankverbindung

Commerzbank  
BLZ: 160 800 00  
Konto-Nr.: 4200 7575 00